

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Band: 124 (2014)

Artikel: Brugger sind überall : oder: zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie den Klappentext
Autor: Augstburger, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brugger sind überall –

oder: Zu Risiken und Nebenwirkungen
lesen Sie den Klappentext

Text Urs Augstburger

Schriftsteller Urs Augstburger über
Entstehung und Folgen seines Jugendfest-Romans
«Als der Regen kam».

Ich weiss gar nicht mehr, wann mich der Teufel geritten hat. Irgendwo in den Bergen muss es gewesen sein, im Zusammenhang mit einer Lesung aus meiner Bergtrilogie. Samedan? Sedrun? Oder doch in Visp? Ja, vielleicht, damals, beim Interview mit Radio Rottu, wo einer fragte, weshalb ich mich als Flachländer auf Walliser Graatzug-Sagen, Stauseedramen und schmelzende Gletscherzungen spezialisiert habe. Hatte ich ja eigentlich gar nicht, nur drei von meinen bis dahin sechs Romanen spielten in den Bergen. Gleichwohl war die Frage an das «Grüezi» aus dem Unterland berechtigt. Es gäbe in der Schweiz keine bessere Kulisse als die Berge, war meine Antwort. Da oben wären die Abgründe noch wirkliche Abgründe und jedes Tal randvoll mit Geschichten, Mythen, Sagen. Diese Antwort war meine übliche, sie nutzte sich mit jedem weiteren Gebrauch ein bisschen ab. Deshalb ist es dann wohl passiert. Ich fand eines Tages selber, so gehe es nicht weiter, hier unten im Flachland, wo ich herkomme, müsse es doch vergleichbar Attraktives geben.

Die ersten Überlegungen waren zaghaft. Die Wahl des Ortes einer Geschichte hat ihre Tücken, das habe ich schon oft genug erfahren müssen. Bei meiner Art des Schreibens ist der Schauplatz zentral, die Kulisse drängt sich mir oft in die Handlung. Ich flechte gern Geheimnisvolles, manchmal Mystisches ein, und ich suche Möglichkeiten, die inneren Kämpfe der Figuren in ihrer Umgebung zu spiegeln. «Ausgerechnet in Brugg?», fragen Sie zu Recht erstaunt, und ich fragte mich dasselbe. Doch eine Idee liess mich nicht mehr los: das Jugendfest! Gibt es denn etwas Geeigneteres als diese zwei Tage im Sommer mit den ewig währenden Ritualen? Dieses Fest der Nostalgie, der Erinnerungen, bei dem Gegenwart und Vergangenheit Jahr für Jahr verschmelzen! Und eine nächste Idee: Was, wenn ich das Geheimnis der Geschichte einer Frau anvertraue, deren Erinnerungen zerfallen ... ihr

Sohn muss dieses Geheimnis dann aufdecken ... sagen wir im Laufe eines Jugendfestes. Aber warum? Weil Geheimnis und Jugendfest untrennbar verbunden sind, deshalb! Die Idee gefiel mir. Erst mal nur mir, aber dazu später. Ich schrieb los – und blieb sofort stecken. Ich hatte nicht bedacht, dass einem eine Geschichte auch zu nahe sein kann. Ich flüchtete mich in Recherchen und stiess dabei auf einen entscheidenden Text. Hier, in dieser Publikation, die Sie gerade lesen! Deshalb schliesst sich mit diesen Zeilen ein Kreis. Fündig wurde ich in den «Neujahrsblättern» von 1924. Der Text besteht aus den Erinnerungen des berühmten Brugger Rudolf Laur-Belart. Er schildert darin das Fest zur Zeit seiner Kindheit, vor rund hundert Jahren also. Ein Auszug:

So geht der Nachmittag für alle in beständiger Steigerung eines seligen Zustandes schnell herum, die blauen, grünen und roten Lämpchen in den Platanen werden angezündet, kaum hat man Zeit, schnell heim zum Nachtessen zu gehen, und wenn man die in ihrem Feststaat ruhende Stadt wieder hinunterkommt, hört man vom Schützenhaus her von weitem schon die Tanzmusik und stürzt sich, die Treppe hinauf, von neuem in den Trubel. Bald aber geht's gegen halb zehn, bereits fängt das Bangen an, ob nun der Letzte [Tanz] komme und wenn auch einige Male die jubelnde Nachricht von Mund zu Mund geht, es komme doch noch einer, so ist zuletzt doch die Schlusspolonaise erreicht ...

Kommt Ihnen das bekannt vor? Ich jedenfalls las mit angehaltenem Atem einen Text, der sich hundert Jahre zurückbesann, das Fest aber fast im Minutentakt so schilderte, wie ich es in meiner Jugend in den 1970er-Jahren erlebt hatte. Vom Tauschprozedere am Zapfenstreich über das frühmorgendliche Wetterbängen während der Böllerschüsse (ja, es sind elf ...) bis hin zur grossen Frage,

wer mit wem beim Rutenzug läuft, mit wem man nachmittags und abends tanzt, nicht zu vergessen die Wehmut beim Heimzug unter Laternen, und – für spätere Schriftsteller lehrreich – die Ahnung der grossen Leere, die sich tags danach ausbreiten und einen Sommer lang dauern kann. Rudolf Laur-Belart ist bekanntlich auch der Autor des Brugger Liedes. Noch heute krönt es ungeachtet der modernen Konkurrenz alljährlich die Morgenfeier des Rutenzugs. Nach dieser Lektüre war mir klar, ich würde es wagen. Bald fand ich einen zweiten, ebenso inspirierenden Jugendfest-Text, «Unter der Treppe», eine wunderbare Geschichte des fast vergessenen Brugger Schriftstellers Paul Haller. Ich wusste nun, ich würde das Buch in Brugg ansiedeln. Auf drei Zeitebenen, vor fünfzig Jahren, vor dreissig Jahren und heute, aber ausschliesslich an den beiden Tagen von Zapfenstreich und Jugendfest. Und ich wusste zudem, meine Musiker würden eine Neuinterpretation des Brugger Liedes ins Zentrum unseres nächsten Liveprogramms stellen.

Das Rezept für den Roman war also gefunden, die Risiken und Nebenwirkungen liess ich ausser Acht. Letztere setzten ein Jahr später ein, als die erste Rohfassung stand. Meine Freunde in Brugg hatten von meinem Vorhaben Wind bekommen. «Meinst du, das interessiert jemanden ausserhalb der Stadt?», war ihre entmutigend einmütige Frage. Dasselbe fragte mein damaliger Verleger. Fatal für alle Schreibenden, die ohnehin und ständig an jedem einzelnen Satz zweifeln oder verzweifeln. Ich begann mit Umschreiben und erwog einen Verlagswechsel, war für längere Zeit als Einziger wirklich überzeugt davon, die Geschichte würde überall verstanden und gefallen. Sicherheitshalber nannte ich den Namen des Städtchens im Buch gar nie, nur die Strassen- und Gebäudebezeichnungen übernahm ich. Als kleines Geschenk an die Brugger, die all das wiedererkennen würden. Die andern würden ohnehin keine Gedanken daran verschwenden. Zu-

dem gibt es in jeder anständigen Schweizer Stadt ein Salzhaus und eine Schützenmatt. Ein Jahr später war die nächste Fassung fertig, und Seltsames geschah. Eine deutsche Agentur interessierte sich plötzlich, dann ein deutscher Verleger, der im vermeintlich Altmodischen das Moderne fand, im Kleinräumigen das Grosse, im Lokalen das Universelle. Weil er der Verleger des renommierten Klett-Cotta-Verlags war, glaubte ich ihm alles und unterschrieb.

Die Arbeit am Liveprogramm zum Roman begann. Ich schnitt aus historischem Material die Filme für die Projektionen, parallel dazu entstand Musik, von Hendrix Ackle gefühlsgenau getroffen. Roberto Caruso, auch er Brugger, schrieb zudem eine Hühnerhaut-Version des Jugendfest-Liedes in Moll. Sie brachte alles, was das Buch meinte, auf den Punkt. Und mir dämmerte, worauf wir uns da einliessen. Bald würden sehr viele lesen und hören, was ich meiner Heimatstadt angedichtet hatte. Viele, die diese Stadt und das Fest so gut kennen wie ich.

Sie merken schon, ich komme wieder zu den Risiken und Nebenwirkungen ...

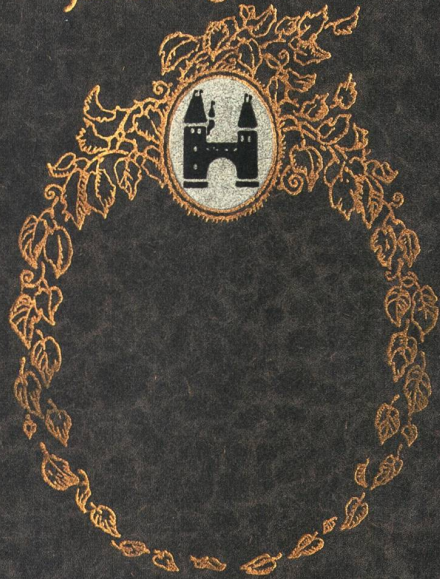
In den Kritiken wurden sie erstmals sichtbar. Es war ein Freitag oder Samstag, an dem sich einer in der Grossstadt Zürich kleingeistig über den Roman und vor allem über unser Provinzstädtchen ausliess (jene Häme war ihm offenbar fast wichtiger als das Buch). Am Montag trug eine «Spiegel»-Kritik aus der Grossstadt Berlin die Kirche ins Dorf zurück, sozusagen. Deren Titel: «Die Kleinstadt in uns allen». Tatsächlich war ein Song mit der Zeile «the same small town in all of us» dem Roman Pate gestanden. Unsere Zeitung in der nordwestlichen Schweiz schliesslich kümmerte der Inhalt des Buches weniger, aber sie liess sich gerne an die wahren Schauplätze der Handlung führen.

Das Liveprogramm nahm ungeahnte Ausmasse an. Zu acht reisten Sprecher, Musiker und Techniker durchs Land und staunten überall von Neuem.

Denn wo auch immer wir hinkamen, ob nach Bern oder Schaffhausen und Frick, nach Wil oder Zürich oder Uitikon-Waldegg, jemand war schon da! Ein Brugger. Oder eine Bruggerin. Die Brugger sind überall – das war meine erste Erkenntnis. Nicht irgendwelche Brugger übrigens. Eher – nennen wir sie am besten Hardcore-Brugger, oder altmodischer: Heimweh-Brugger. Die hatten samt und sonders das Buch schon gelesen, das Jugendfest wieder neu entdeckt und beschlossen: Jetzt fahren wir endlich mal wieder hin, diesen Sommer, ans Fest! So war es in Bern an der Aare, so war es in Unterägeri am Ägerisee, in Schaffhausen am Rhein, in Wil an der Thur, in Arlesheim an der Birs. Dazu kamen noch die «gefühlten» Brugger. Alle jene nämlich, die im Militärdienst hier gewesen waren. Es wunderte mich immer weniger, dass jeder Brugg kannte, egal wohin uns unsere Lesereise führte. Während sie mir mit ihren Militärerinnerungen das Signieren verkürzten, fragte ich mich, ob der eine oder andere zu jenen «Grüne» gehörte, die uns Bruggern im einstigen «Shakespeare-Pub» beim Schwarzen Turm immer die besten Plätze weggeschnappt hatten.

Von der berührendsten Begegnung möchte ich erzählen. Eine über neunzigjährige Frau kam in Arlesheim resolut an den Büchertisch und erklärte mir, das Buch brauche sie nicht, das habe sie längst gelesen, aber sie habe etwas mitgebracht. Sie fischte ein uraltes Fotoalbum aus der Tasche, schlug eine der ersten Seiten auf und zeigte auf das vergilbte Schwarz-Weiss-Foto. Weiss gekleidete Erstklässlerinnen auf dem Kopfsteinpflaster der Altstadt, ein Festumzug in den 1920er-Jahren. Ich traute meinen Augen nicht! Es sah genau so aus wie eines der Bilder, die in den «Neujahrsblättern» von 1924 den Text von Rudolf Laur-Belart illustriert hatten, vielleicht war es sogar dasselbe. «Das bin ich!», sagte sie voller Stolz und legte ihren knotigen Finger auf eines der Mädchen. «An meinem ersten Umzug.» Sie blätterte weiter im Album, zeigte mir

Brugger
Neujahrs-Blätter
für Jung und Alt.



1924
34. Jahrgang



Fotos ihrer Familie, und plötzlich erkannte ich, wo das eine aufgenommen war. Die Porträtierten standen vor der Mauer des reformierten Pfarrgartens. «Das da war mein Spielplatz!», sagte ich. Ich war direkt neben dem Pfarrhaus aufgewachsen. «Meiner auch, ich war die Pfarrerstochter», sagte die über Neunzigjährige stolz. Da war er wieder, einer dieser typischen Jugendfest-Momente, die ich im Roman zu beschreiben versuchte:

Das Leben in den Altstadtgassen gerinnt, weil Hunderte, ja Tausende gleichzeitig die alten Schrittfolgen wieder üben und damit die Zeit ins Ruckeln bringen. Manchmal in diesen zwei Tagen hält sie dann tatsächlich an, unmerklich, nur für einen Wimpernschlag lang, aufgehalten durch die uralten Rituale: das Kränzen, das Tauschen, der Tanz. Unsichtbare Brücken durch die Jahrhunderte, die erst jetzt, in diesen beschleunigten Zeiten, wackliger geworden sind.

Rund um das Buch gab es sie wieder und wieder, diese Augenblicke. Mir wurde verständlich, was mir Samuel Vögeli, mein Berater für Demenzfragen im Buch, nach der ersten Lektüre erzählt hatte. Jahrelang war er im Pflegeheim in Lenzburg tätig gewesen. Wie wir wissen, gibt es auch dort ein Jugendfest. (Nicht so schön wie unseres, natürlich, aber immerhin.) Samuel also meinte, meine Helen im Roman erinnere ihn an eine liebenswerte Frau, die er dort betreut hatte. Jeden Morgen sei sie in der festen und fröhlichen Überzeugung aufgewacht, heute sei Jugendfest. Jeden einzelnen Morgen, das muss man sich vorstellen! Und die tägliche Pflicht ihres Pflegers war es gewesen, sie sanft aus ihrer Traumvorstellung in den Alltag hinüberzuführen. Von Beginn weg war klar, dass ich das Städtchen und das Fest wirklich nur als Kulisse verwenden würde, die Figuren aber und die Handlung – all das würde reine Erfindung sein, unterlegt vielleicht von eigenen Erfahrungen, mehr nicht. Ich

beschloss, zwei echte Namen ins Buch zu nehmen, den von Herrn Süess, dem legendären Leiter des Tanzkurses vor zig Jahren. Und den ehemaligen Lehrer und Stadtbibliothekar Hans Mühlemann. Ich wollte mich bedanken. Er ist mitschuldig daran, dass ich Sie hier belästige. Schreiben lernt man ja nur wirklich durch das Lesen, und ich las als Kind ohne Unterbruch. Bis kein Jugendbuch mehr übrig war. Dann war es Bibliothekar Mühlemann, der über seinen Schatten sprang. Er gewährte mir mit dreizehn schon Zugang zu den Krimi-Regalen der Erwachsenen. Zu Edgar Wallace, zu Agatha Christie, zu Raymond Chandler! Aus Mitleid, denn ich hatte jedes Buch in den Gestellen für Jugendliche bereits dreimal durchgepflügt. Noch heute rede ich mir ein, dass Herr Mühlemann jene Ausnahme nur für mich allein gemacht hat. Leider konnte ich es ihm zu Lebzeiten nicht mehr danken. Dafür habe ich ihm im Buch, anno 1956 unter den Platanen der Schützenmatt, die delikateste Aufgabe anvertraut:

Rektor Mühlemann hat Tanzaufsicht und schreitet in regelmässigen Abständen ein, wenn sich wieder zwei Körper zu unschicklich nähern. Das geschieht jetzt häufiger. Es wird dunkler, febriger die Atmosphäre, beschwingter der Tanz, mutiger die Hände. Sie alle sind erregt durch die ungewohnte Nähe des andern, befeuert von der Musik, geblendet von all den Lichtern, angestachelt von fremden Blicken. Herr Mühlemann verliert bald den Überblick und zieht sich etwas zurück.

Irgendwo bei den Recherchen hatte ich von dieser Tanzaufsicht gehört. Die Vorstellung amüsierte mich, und ich nahm sie unbestätigt ins Buch. Letzthin traf ich meine alte Lieblingslehrerin und Volleyballtrainerin – in einer Sporthalle natürlich. Prompt sprach sie mich auf diese Szene im Buch an. Und wie sehr sie darüber geschmunzelt habe, denn genau das sei eine ihrer ersten Aufgaben als Jung-

lehrerin in Brugg gewesen. Hier sei nun verraten, dass sie diesen Auftrag zum Glück dann doch «e chli blöd» fand und ihm wenig entschlossen nachkam. Trotz allen Vorsichtsmassnahmen traten dann doch noch schwerwiegendere Nebenwirkungen auf. Helen, die durchwegs positive Hauptfigur des Buches, nannte ich zu Ehren des oben erwähnten Laur-Belart lautmalerisch Bellard. Dabei bedachte ich nicht, dass der Vater von Helen, der alte Bellard, im Buch eine durchwegs negative Figur war und dem Namen nun wahrlich keine Ehre antat. Das hatte Folgen. Ein anders geschriebener, aber sehr realer Belart, der Journalist Peter Belart, wurde erst von einem Verwandten, dann auch von Bekannten gefragt, was denn seine Familie in diesem Buch zu suchen habe. Ob es denn wahr sei, fragten einige sogar, dass Peter Belarts Vater nazifreundlich und überhaupt ein Scheusal gewesen sei, so wie der Bellard im Roman? Er war das genaue Gegenteil gewesen, erklärte mir Peter Belart, der Sohn, letztthin, und ich hintersann mich fast, dass ich den Namen nicht komplett geändert hatte, so wie eigentlich geplant. Oder zumindest hätte ich im Klappentext auf Risiken und Nebenwirkungen bei der Lektüre hinweisen sollen: Ähnlichkeiten zu tatsächlich existierenden Personen und Geschehnissen seien rein zufällig und unbeabsichtigt, etwas in der Art. Schon landen wir also wieder am Anfang. Bei der Ausgangsfrage, ob man eine völlig erfundene Geschichte in eine durch und durch reale Stadt pflanzen darf. Ob das gut gehen kann? Sehen dann nicht alle die wahren Geschichten hinter der erzählten, statt die Wahrheit der Erzählung? Ich habe den Entscheid letztlich nicht bereut, so viel kann ich sagen. Auch für mich wurde das Buch zu einer Erinnerungsreise, die vieles hervorbrachte, was ich längst vergessen hatte. Wie wichtig der Fluss beispielsweise war, weil dort unten an der Aare die Gedanken nicht in den Stadtmauern hängenblieben, sondern weitereilten, den Träumen hinterher.

Eine letzte Geschichte bestätigte mir dann vollends, dass sich das Risiko ausgezahlt hatte. Bei Bekannten im Städtchen hatte das Buch eine überraschende Nebenwirkung. Die Frau, aus Deutschland zugezogen, war trotz ihrer Kinder, die sich Jahr für Jahr in den Jugendfest-Trubel stürzten, mit dem Fest nie warm geworden und hatte nie verstanden, weshalb hier so viel Aufhebens darum gemacht wurde. Sie las aber das Buch und sagte mir danach fast verblüfft, jetzt habe sie etwas begriffen. Woran wir alle kranken würden! Jetzt wisse sie, weshalb alle Bruggen an diesen seltsamen Tagen im Sommer hängen. Mehr noch, sie beschloss darauf, sich zum ersten Mal und zusammen mit ihrem Mann wirklich auf das Fest einzulassen.

Bleibt noch eines, Sie ahnen es vielleicht, wenn Sie das Buch gelesen haben. Die weisse Frau, genau. Jene traumartige Erscheinung, in die sich Mauro, der Sohn von Helen, im Buch verliebt.

Er kannte die Frau nicht, aber er meinte, sie schon tausend Mal gesehen zu haben. Er kannte jedes der Gesichter, die sich in ihrem vereinten. Sie war immer schöner und noch schöner und jedes Mal eine andere geworden, war erwachsen geworden, er hatte weiter geträumt, von den Lieben seiner Jugend, seines halben Lebens, geträumt nur und deshalb so vieles verpasst in all den Jahren. Bis heute, da er alle Gesichter in ihrem fand. Und ihre Haare weiss wie Schnee.

Wer sie denn sei, wofür sie stehe, wurde ich immer wieder gefragt. Reizvoll wäre es, das hier jetzt offenzulegen ... Aber wissen Sie was? Mach ich nicht! Bleibt mein Geheimnis. Aber wundern Sie sich nicht, wenn sie Ihnen mal im Städtchen oder am nächsten Fest oder gar im Spiegel begegnet. Die Frau mit den weissen Haaren. Aus unseren Jugendfest-Träumen.